Prolog

Das Erbe

Das Erbe dieser königlichen Art – die Prophezeiung
böser wie auch guter Dinge – an Kind und Kindeskindern
stets erfüllet ward.
Joseph Plunkett (1887 – 1916)

Killala, Grafschaft Mayo, Irland
Dezember 1818

Dieser Wintertag war kalt und ungemütlich, und alles war noch feucht von dem Regen, der in der vergangenen Nacht gefallen war. Owen Kavanagh stand schweigend am Grab seiner beiden Brüder: Owens Zwillingsbruder Brian, siebzehn Jahre, und des kleinen Dominic, der kaum ein Jahr alt geworden war. Beide waren der grassierenden Typhusepidemie zum Opfer gefallen, die überall in Irland unzählige Opfer forderte.

Der kleine Dominic war, als letztes von sechs Kindern spät geboren, für alle eine Überraschung gewesen. Von den sechs Geschwistern war nur noch Owen am Leben.

Im Dorf flüsterte man in diesen Tagen nur, wenn die Rede auf Peg Kavanagh und ihre sechs Söhne kam. Der tödliche Typhus hatte sowohl das Leben der drei Söhne ihres ersten Mannes gefordert als auch das der beiden, die sie ihrem zweiten Mann, Dan Kavanagh, geboren hatte.

Nun besaß Owen das Erstgeburtsrecht in der Familie und würde damit auch die Harfe der Kavanaghs erben, um sie an die nächste Generation weiterzugeben. Eigentlich hätte Brian, Owens Zwillingsbruder, der einige Minuten früher zur Welt gekommen war, die Harfe geerbt, doch Brian war nun tot.

Owen wusste genau, was im Dorf geredet wurde, nämlich, dass man in ihrem gesamten Stammbaum kaum einen ungeeigneteren Erben für die Harfe finden könnte als ihn. Die Leute im Dorf wussten genauso wie er, dass die Harfe lange Zeit nicht mehr erklingen würde, denn Owen Kavanagh kam nach seinem Vater, der völlig, aber auch völlig unmusikalisch war. Tatsächlich war keiner von ihnen in der Lage gewesen, heute am Grab die traditionelle Trauermusik der Kavanaghs zu spielen. Deshalb hatten sie Tom O'Malley aus Kilcummin holen lassen, damit er an ihrer Stelle spielte.

Owen hatte schon als Junge erkannt, dass seine Gaben nicht auf den Gebieten der Musik oder der Gelehrsamkeit lagen. Wie sein Vater kannte er nur das Land mit seinen Stärken und Schwächen, seinen Herausforderungen und seinem Trotz. Mit seinen langen Armen und Beinen war er ein guter Feldarbeiter, der immerhin leichte Rechenaufgaben lösen und die Familiennamen in die Bibel schreiben konnte.

Er war ganz anders als sein Zwillingsbruder Brian, dessen Stimme die Vögel in den Bäumen bezauberte und die Bienen aus ihrem Stock hervorlockte. Voller Witz und mit flinken Füßen konnte er bis zum Morgengrauen tanzen, wie es auch sein Onkel, Brian der Ältere, getan hatte, ehe man ihn erhängt hatte.

Im Stammbaum der Kavanaghs schienen stets sowohl Bauern als auch Barden vertreten zu sein, und Owen wusste genau, zu welcher Seite er gehörte. Doch obgleich er die Saiten der Harfe nicht zum Klingen bringen konnte, hielt er sich doch für mannhaft genug, ihr Vermächtnis zu bewahren. Und das würde er auch tun.

Eines Tages würde er vielleicht eigene Söhne haben, und wenn die Zeit gekommen war, würde der älteste von ihnen die Harfe der Kavanaghs erben. Owen wünschte sich wenigstens einen Sohn, der die Gaben besaß, die ihn zu einem so fröhlichen Burschen machen würden, wie es sein Bruder und sein Onkel gewesen wa-

ren. Ja, es wäre schön, wenn er einen Sohn hätte, der die Harfe der Kavanaghs noch zu seinen Lebzeiten wieder zum Klingen bringen würde.

Während er zwischen seinen Eltern stand, die Hand seines Vaters auf seiner Schulter und seinen Arm um seine Mutter gelegt, um sie zu stützen, vergoss Owen Abschiedstränen für seine beiden Brüder. Wenn auch ein anderer die Harfe spielte und die Trauermelodie anstimmte, die seit Generationen als letzter Gruß für alle männlichen Mitglieder der Familie Kavanagh erklang, sprach Owen dennoch voller Ehrerbietung jedes Wort in seinem Herzen mit:

„Das Lied meiner Harfe schwingt übers Land sich weit,
gestern und heute, und zu allen Zeiten
wird auch in Not, im Tod und allem Leid
ihr Lied in Treue uns begleiten."

Owen spürte, wie der zarte Körper seiner Mutter zusammenzubrechen drohte, und er hielt sie noch fester in seinem Arm. Gleichzeitig spürte er auch die Hand seines Vaters noch stärker auf seiner Schulter, als die letzten Zeilen des Trauergesangs erklangen und über dem Friedhof verhallten:

„Von der Gnade des Herrn will ich singen,
seinem Sieg über Tränen und Schmerz,
der endlich auch zu ewiger Freude wird bringen
den Fremdling, dem hier gebrochen das Herz."

Teil eins

Eine alte Verheißung

Hoffnung im Sturm

Denn euch und euren Kindern gilt diese Verheißung
und allen, die fern sind.
Apostelgeschichte 2,39

1. Kapitel

Dunkelheit und Schrecken

Die Hoffnung entschwindet, je dunkler die Nacht,
die Scham und Schande mit sich bracht'...
James Clarence Mangan (1803 – 1849)

Vor der Küste Portugals
Ende Juni 1850

Kurz vor Mitternacht ließ Rook Mooney sein Kartenspiel liegen und ging an Deck. Der sternenlose Nachthimmel war mit tief hängenden Wolken bedeckt, und obwohl der Wind gerade erst aufkam, wusste Mooney, dass es in einer Stunde bereits ein Gewitter geben würde.

Er hasste nächtliche Gewitter auf dem Meer und ganz besonders die, die plötzlich aufkamen. Der Atlantik war voller unberechenbaren Launen und konnte ohne Vorwarnung heftigsten Seegang entwickeln. Selbst die erfahrensten Seeleute waren stets auf der Hut, und manch unerfahrener junger Matrose wurde in einem tosenden Sturm vom Meer verschlungen.

Würde sich kein Gewitter zusammenbrauen, wäre Mooney für den Wind dankbar gewesen. Lissabon war viel zu schwül für ihn gewesen, zu heiß für seinen Geschmack, und so freute er sich auf das milde Wetter in Irland.

Über die Reling gebeugt, starrte er in die Dunkelheit hinaus. Obwohl Irland wieder ein ganzes Stück näher gerückt war, war seine Stimmung beinahe so trübe wie die Nacht. Er hätte längst in Dublin sein sollen, doch hatte er stattdessen drei Monate in einer schmutzigen Zelle in Tanger verbracht, weil er einem Kneipenbesitzer den Schädel zerschlagen hatte.

Dunkelheit brach in ihm auf, ergriff Besitz von ihm. Sie allein war schuld daran – *die Unschuldige.* Seine Hände umklammerten die Reling, und sein Mund verzog sich, wenn er an sie dachte. Nach all den Monaten konnte er sie immer noch nicht vergessen. Sie war wie ein Feuer, das in seinem Geist brannte, ihn quälte, ihn beinahe wahnsinnig werden ließ.

Nichts war mehr glatt gelaufen seit jener Nacht im Healy's Inn. Tagsüber plagten ihn hämmernde Kopfschmerzen, und die Nächte waren von Whiskey und heißem Verlangen umnebelt. Er war wie ein Pulverfass, das bei dem kleinsten Funken zu explodieren drohte. Selbst Frauen bedeuteten keine Ablenkung für ihn. Er konnte den Anblick der verbrauchten Huren, die sich in den ausländischen Häfen herumtrieben, kaum ertragen. Nach ihr erschienen sie ihm alle schmutzig, nach ihr mit der elfenbeinfarbenen Haut, dem goldenen Haar und dem sauberen Duft.

Sie schien ihn zu rufen wie eine dumpfe, teuflische Schiffssirene. Er kam nicht los von ihr, konnte keine Ruhe finden.

Noch fester hielt er die Reling umklammert. Bald, in wenigen Tagen nur, würden sie in Dublin sein. Er würde wieder zum Healy's Inn gehen. Diesmal würde sie nicht so leicht davonkommen. Wenn er diesmal mit ihr fertig war, würde er ihrer Hexerei ein Ende bereiten ... Er würde ihr Leben auslöschen ... und frei sein.

Mit einem Mal wurde er von Regen durchnässt. Die Wellen begannen zu toben und stießen das Schiff umher, als wäre es nichts als ein winziges Spielzeug. Zornig und rastlos fegte der Sturm über das Deck. Salz aus dem Meer mischte sich unter den Regen, brannte in Mooneys Augen und auf seiner Haut, während der Regen in sein Gesicht peitschte.

Er fluchte in die stürmische Nacht hinaus, während er sich an der Reling festklammerte. Er hatte keine Angst vor dem Gewitter, sondern spürte nur eine Art wilder Erregung, als hätte das Toben des Gewitters ein dunkles Biest geweckt, das irgendwo tief in ihm lauerte.

* * *

Drogheda

Die kleine Hütte auf dem Feld schien unter dem Wind zu schwanken. Frank Cassidy widerstand dem Drang, seinen Kopf zu ducken, als der Donner die Wände erschütterte und grelle Blitze vor dem Fenster aufleuchteten. Nach Monaten ergebnisloser Suche, die ihn immer wieder in die Irre geführt hatte, saß er jetzt einem Menschen gegenüber, der seine Suche schließlich zum Ziel führen konnte. Es war ein langes, frustrierendes Forschen gewesen, doch heute Abend, in dieser kleinen, kärglichen Hütte vor der Stadt, in der der Schwarze Cromwell mit unverschämter Wut getobt hatte, wurden seine Hoffnungen von Augenblick zu Augenblick größer.

Seine Freundschaft zu Morgan Fitzgerald hatte ihn motiviert, etwas über Finola Fitzgeralds Vergangenheit herauszufinden. Wenn er seinem alten Freund nicht so viel zu verdanken gehabt hätte, hätte er die Suche schon lange aufgegeben. Er hatte sich in den vergangenen Monaten mehr als einmal gefragt, ob das Unternehmen nicht zum Scheitern verurteilt war. Jede Spur, die er aufgenommen hatte, jeder Hinweis, dem er nachgegangen war, hatte sich am Ende als bedeutungslos erwiesen.

Bis jetzt.

Schon länger hatte Cassidy an die Möglichkeit gedacht, in Drogheda nach Antworten zu suchen. Die vage Bemerkung eines Dubliner Straßenmusikanten über einen ungelösten Mordfall in der alten Stadt – ein tragisches Geheimnis, das auch ein junges Mädchen mit einschloss – hatte sofort sein Interesse geweckt, und er hatte sich noch in derselben Woche auf den Weg gemacht.

Der Musikant war der Meinung, eine Frau namens Sally Kelly und ihr Sohn Peter wüssten Näheres über den Vorfall. Cassidy hatte einige Tage versucht, die beiden in Drogheda ausfindig zu

machen, nur um am Ende zu erfahren, dass sie bereits vor einigen Jahren nach Norden gezogen waren.

Er reiste weiter nach Cavan und schließlich bis nach Roscommon in westlicher Richtung, doch fand er keine Spur, nicht den geringsten Hinweis auf die Kellys. Entmutigt und im Unklaren darüber, was er als Nächstes tun sollte, kehrte er nach Drogheda zurück. Zu seinem Erstaunen erfuhr er in einem Gespräch mit einem Kesselflicker, dass ein junger Mann, der Peter Kelly hieß, vor wenigen Wochen einen kleinen Hof außerhalb der Stadt gepachtet hatte.

Jetzt, da er dem jungen Burschen persönlich gegenübersaß, konnte Cassidy seine Aufregung kaum verbergen. Selbst der kurze, lückenhafte Bericht, den er bisher gehört hatte, sagte ihm, dass er diesmal Drogheda nicht mit leeren Händen verlassen würde.

„Wenn Sie nur mit meiner Mutter hätten sprechen können, bevor sie starb", erklärte Peter Kelly. „Sie hätte Ihnen wahrscheinlich alles sagen können, was Sie wissen möchten. Sehen Sie, ich kann mich an so vieles nicht mehr erinnern."

Kelly war ein kräftiger, junger Mann, die Hemdsärmel über den muskulösen Armen aufgerollt. Auf dem sonnengebräunten Gesicht tanzten Sommersprossen, und sein rostbraunes Haar war dicht und gelockt.

„Trotzdem wäre ich dankbar, zu hören, woran Sie sich erinnern", erklärte Cassidy. „Einfach alles, was Ihnen einfällt."

Kelly griff in den Topf, der auf dem Tisch stand, und nahm eine kleine Kartoffel heraus, die er mit dem Daumennagel zu schälen begann. Auf den Topf zeigend, bedeutete er Cassidy, sich ebenfalls zu bedienen.

Eine kurze Zeit saßen sie schweigend auf den Hockern an dem hölzernen Tisch und aßen ihre Kartoffeln. Die Hütte war alt, sie hatte nur ein Zimmer mit einem grob zurechtgehauenen Kamin. In Kästen an der Wand befand sich Geschirr. Auf einer Matratze

aus Stroh lag eine abgenutzte braune Decke. Sonst gab es keinerlei Möbel in der Hütte.

Peter Kelly hatte ein freundliches, ehrliches Gesicht mit klugen Augen. „Ich erzähle Ihnen gern alles, was mir einfällt“, erklärte er, „aber es wird nicht viel sein, fürchte ich. Es muss vor etwa sieben Jahren oder noch mehr gewesen sein. Ich war erst zehn oder elf, wenn nicht noch jünger.“

„Und Ihre Mutter war als Köchin angestellt?“, fragte Cassidy weiter. Der junge Mann nickte. „Ja, sie hat schon bei Mr Moran gearbeitet, als ich noch ein ganz kleiner Junge war. Wir waren nur zu zweit, mein Vater war schon lange gestorben.“

„Erzählen Sie mir von Moran“, drängte Cassidy. „War er ein wohlhabender Mann?“

Kelly biss in seine Kartoffel und zuckte mit den Schultern. „Nicht reich und nicht arm“, erklärte er. „Er hatte eine Apotheke, aber er arbeitete auch als Arzt. Er hat das Geschäft und das Anwesen von seinem Vater geerbt. Das Gelände war schön, aber nicht übermäßig groß – ein paar kleinere Felder, ein paar Bäume – und der See.“

„Und Moran selbst? Was für ein Mensch war er?“

Wieder zuckte der junge Mann mit den Schultern. „Er war ein älterer Herr, und er hatte niemanden außer seiner Tochter. Ich glaube, seine Frau ist bei der Geburt gestorben. Soweit ich mich erinnern kann, hat er Mutter und mich gut behandelt.“ Er hielt inne. „Meine Mutter sagte, dass er seine Tochter über alles liebte.“

„Sie hatten jenen Tag erwähnt, als der Schuss fiel“, fragte Cassidy weiter. „Ich wäre sehr dankbar, wenn Sie mir mehr davon erzählen.“

Peter Kelly leckte sich die Finger ab, ehe er sich noch eine Kartoffel nahm. „Ich erinnere mich, dass es ein warmer Tag war. Es muss im Frühling oder im Sommer gewesen sein, denn die Bäume waren voller Laub, und die Sonne schien hell. Ich war gerade im Wald, als ich den Lärm hörte. Eigentlich durfte ich nicht in den Wald gehen“, erklärte er, zu Cassidy aufblickend, „denn Mutter

hatte immer Angst, wenn ich dort war. Trotzdem spielte ich im Wald, sooft ich Gelegenheit hatte."

Nachdem er seine großen Hände an seinen Hosenbeinen abgewischt hatte, fuhr er fort. „Doch als ich das Schreien hörte, rannte ich sofort davon. Ich jagte so schnell aus dem Wald heraus, als sei der Teufel hinter mir her."

Cassidy lehnte sich nach vorn, und man sah, wie seine Muskeln sich anspannten. „Was für ein Schrei war das damals?"

„Nun, es klang wie eine Wildkatze, die in eine Falle geraten war. Ich war zu weit entfernt, um etwas sehen zu können, aber ich wusste, dass der Lärm vom See herkam, der am anderen Ende des Geländes gelegen war. Ich lief ins Haus, so schnell mich meine Füße trugen."

Leicht verschämt sah er Cassidy an. „Ich war noch ein kleiner Junge", murmelte er. „Ich dachte nur daran, von diesem furchtbaren Schreien wegzukommen, ohne dass Mutter merkte, dass ich wieder im Wald war. Sie war eine strenge Frau."

„So haben Sie überhaupt nichts gesehen?"

Der junge Mann schüttelte den Kopf, und Cassidy fühlte die schon vertraute Enttäuschung in sich aufsteigen. Trotzdem durfte er noch nicht aufgeben.

„Und was passierte dann?"

„Mutter zog mich in die Küche und holte Mr Moran. Er sagte, wir sollten im Haus bleiben, während er nachsehen wollte, was passiert war." Er hielt inne. „Ich sah, dass er eine Pistole in der Hand hielt, und ich erinnere mich, wie Mutter zitterte. Nicht lange nachdem Moran mit der Waffe das Haus verlassen hatte, hörten wir die Schüsse."

Cassidys Interesse war von neuem geweckt. Er beugte sich nach vorn. „Schüsse, sagten Sie?"

Kelly nickte. „Mr Moran wurde an diesem Tag erschossen, er muss sofort tot gewesen sein." Einen Augenblick später fügte er hinzu: „Alle sagten, der Lehrer hätte ihn umgebracht."

Um seine Ungeduld zu zügeln, verknotete Cassidy seine Hände. „Welcher Lehrer?“

Der junge Bursche kratzte sich am Kopf. „Nun, an seinen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern – es ist schon zu lange her. Doch ich weiß noch, dass er Franzose war. Mr Moran war sehr darauf bedacht, dass seine Tochter eine gute Ausbildung erhielt. So stellte er einen Franzosen als Privatlehrer ein, der ihr Gesangsunterricht erteilte. Sie war sehr musikalisch, müssen Sie wissen.“

In Cassidys Kopf jagten die Gedanken durcheinander. „Dieser Lehrer – er lebte also in der Familie, nicht wahr?“

„Ja, ich glaube, er hatte ein Zimmer oben im Haus.“

„Doch welchen Grund könnte er gehabt haben, James Moran zu erschießen?“

Peter Kellys Augen begegneten Cassidys Blick. „Man erzählte sich, dass Mr Moran versucht haben soll, seine Tochter vor dem Franzosen zu retten, doch der Lehrer muss ihn überrumpelt haben. Mr Moran war schon älter, und so muss der Franzose den Vorteil seiner Jugend genutzt haben.“

Während Cassidy sich bemühte, die einzelnen Teile zusammenzufügen, fuhr Peter Kelly fort. „Ich fürchte, sonst weiß ich kaum noch etwas, Sir. Nur dass Mr Moran an der Schussverletzung gestorben und seine Tochter verschwunden ist.“

Cassidy schaute ihn an. „Verschwunden?“

„Sie wurde seit diesem Tag nie wieder gesehen“, erklärte Kelly, die Arme über der Brust verschränkt. „Mutter hat nach ihr gesucht, nachdem sie Mr Moran tot aufgefunden hatte, konnte jedoch keine Spur von ihr finden. Man fand nichts außer ihrer Blechflöte, die in der Nähe des Sees lag. Nein, weder sie noch der Franzose wurden jemals gefunden.“ Er atmete tief durch, ehe er hinzufügte: „Mutter sagte immer, sie glaubte auch nicht, dass man sich große Mühe gegeben hätte.“

Cassidy runzelte die Stirn. „Warum hat sie so etwas gedacht?“

Peter verzog den Mund, als er erwiderte: „Die Polizei hatte kein

großes Interesse, verstehen Sie? Die Morans waren nicht wichtig genug, als dass man sich bei der Suche große Mühe gegeben hätte, sagte Mutter. Sie wussten nicht, wo sie suchen sollten, und so täuschten sie die Ermittlungen nur vor."

Cassidy trommelte mit seinen Fingern auf den Tisch. „Könnte das Mädchen einfach mit dem Franzosen durchgebrannt sein? Was meinen Sie?"

Der andere schüttelte heftig den Kopf. „Nein, Sir, ich bin sicher, dass dies nicht der Fall war. Mutter war überzeugt, dass der Franzose dem Mädchen etwas Furchtbares angetan hatte und dass Mr Moran ihn deswegen gestellt hat. Mutter war bis zu ihrem Tod davon überzeugt, dass der Franzose Mr Moran umgebracht hat und dann geflohen ist."

Cassidy rieb sich das Kinn. „Aber das sagt uns noch nichts über den Verbleib des Mädchens", sagte er, während er laut nachdachte. „Was ist mit ihr?"

„Der Gedanke quälte meine Mutter, doch sie war stets der Meinung, der Franzose habe das Mädchen mitgenommen."

„Sie entführt, meinen Sie?"

Peter nickte. „Ja, und vielleicht auch umgebracht." Er schien einen Augenblick nachzudenken. „Mutter hat diesen Franzosen nie gemocht, kein bisschen. Sie sagte immer, er sei hinterhältig und verschlagen."

Alle Sinne schienen Cassidy zu sagen, dass er endlich gefunden hatte, wonach er suchte, doch er war schon zu oft enttäuscht worden, um nicht vorsichtig zu sein. Er stand auf, um den Beutel aufzubinden, den er um seine Taille trug, und holte das kleine Bild hervor, das Morgan ihm vor einigen Monaten geschickt hatte.

Er breitete es aus und reichte es Peter Kelly. „Könnte dies das Mädchen sein?", fragte er, während sein Puls ebenso heftig schlug, wie draußen das Gewitter tobte. „Würde Mr Morans Tochter heute diesem Porträt ähnlich sehen?"

Kelly betrachtete das Bild, und seine Augen wurden immer

größer. „Ja, das ist sie“, sagte er mit einem langsamen Nicken. „Gewiss, das ist Miss Finola persönlich.“

Cassidy starrte ihn an. „Finola?“, sagte er mit versagender Stimme. „Sie hieß – *Finola.*“

„Ja, so hieß sie tatsächlich“, sagte der junge Mann. „Und passt dieser Name nicht gut zu ihr ? Sie war groß und hübsch, einige Jahre älter als ich. Als kleiner Junge dachte ich immer, sie sei eine Märchenfigur, eine Prinzessin – mit goldenem Haar.“

Eine Woge übergroßer Freude erfasste Cassidy. Beinahe hätte er laut gejubelt. Nach dem zu urteilen, was Morgan ihm erzählt hatte, schien das Einzige, was Finola Fitzgerald aus ihrer Vergangenheit im Gedächtnis behalten hatte, ihr Vorname zu sein. „Sind Sie ganz sicher, junger Mann?“, fragte er noch einmal mit bewegter Stimme. „Es ist schließlich schon lange her, seitdem Sie das Mädchen zuletzt gesehen haben.“

Während er noch einmal genau das Bild betrachtete, nickte Kelly. „Das ist sie, ganz bestimmt. Sie ist zwar inzwischen eine erwachsene Frau, aber dieses Gesicht vergisst man nicht so schnell, auch nach vielen Jahren nicht.“

„Das stimmt“, pflichtete Cassidy dem jungen Burschen lächelnd bei.

„Also wurde sie nach so langer Zeit gefunden?“, fragte Kelly, während er Cassidy das Bild zurückgab.

Noch immer lächelnd, betrachtete Cassidy das Bild. „Ja, junger Mann“, sagte er einen Augenblick später mit vor Erregung belegter Stimme. „Sie wurde gefunden. Sie ist in Sicherheit, und sie ist jetzt eine verheiratete Frau.“

„Oh ... Gott sei es gedankt!“, rief Peter Kelly.

„Jawohl“, wiederholte Cassidy. „Gott sei es gedankt.“

* * *

Nelson Hall, Dublin

Zum zweiten Mal in dieser Woche durchbrach Finolas Schreien die nächtliche Stille ihres Schlafzimmers. Sofort hellwach, streckte Morgan seine Arme nach ihr aus, hielt jedoch sofort wieder inne. Er hatte gelernt, sie nicht zu berühren, solange sie nicht völlig wach war und ihn erkannte.

„Finola?" Er beugte sich über sie. „Finola, ich bin Morgan. Du träumst, *mo chroí*, meine Liebste. Du bist in Sicherheit, in Sicherheit bei mir."

Ihr Körper war steif, die Arme hielt sie vor ihr Gesicht, als wollte sie einen Angriff abwehren. Sie schlug um sich, stöhnte und wimmerte, die Augen noch immer geschlossen.

Draußen rollte der Donner, und es fing an zu blitzen. Als spürte sie das herannahende Gewitter, stieß Finola einen entsetzten Schrei aus.

Morgan versuchte weiter, sie mit seinen Worten zu beruhigen, indem er auf Irisch zärtlich mit ihr redete. Es kostete ihn große Anstrengung, sie nicht in seine Arme zu schließen. Als jedoch die Alpträume vor einigen Monaten begonnen hatten, hatte Morgan den Fehler begangen und versucht, sie aus dem Traum herauszureißen. Wie wild hatte sie sich gegen ihn zur Wehr gesetzt, hatte mit ihren Fäusten auf ihn eingeschlagen und mit ihren Fingernägeln sein Gesicht zerkratzt.

Was auch immer an diesem dunklen, verborgenen Ort ihrer Traumwelt geschah, es musste so furchtbar, so entsetzlich sein, dass es ihr zeitweise den Verstand raubte.

Wie sehr er sich auch danach sehnte, sie zu erlösen, er konnte nichts tun ... nichts, außer zu warten.

* * *

In der Welt ihres Traums stand Finola in einer dunklen Höhle, durch die der Wind fegte.

Voller Entsetzen hielt sie sich mit den Händen die Ohren zu, um sie vor dem Heulen des Sturms zu verschließen.

Der Sturm, das wusste sie, verfolgte sie. Sie hörte das zornige, donnernde Dröhnen, spürte, wie der Boden unter ihr erzitterte, während der Sturm auf sie zuraste.

Jetzt wurde er noch schneller ... wie ein Orkan, der immer mehr an Stärke zunahm, über ihr wütete und sich auf sie herabstürzen würde wie ein Raubvogel ... jetzt, jetzt griff er nach ihr, packte sie.

Er schien lebendig zu sein, schwarz und wütend, während er sie näher an sich zog ... immer näher, als wollte er sie ganz verschlingen. Während sie sich freizukämpfen versuchte, hörte sie in der Dunkelheit einen seltsamen, undefinierbaren Laut, wie einen Trauergesang, als seufzten alle Bäume der Welt vor Kummer.

Sie versuchte wegzulaufen, doch die Gewalt des Sturms hielt sie zurück, umklammerte sie, nahm ihr den Atem und zog sie in eine Dunkelheit, die so intensiv war, dass sie ihre Augen, ihren Mund, ihre Lungen füllte – oh, liebster Herr Jesus, diese Gewalt zerstörte sie ... löschte sie aus zu einem Nichts ...

* * *

Finola schreckte schließlich hoch. Panisch rang sie nach Atem.

Voller Entsetzen starrte Finola Morgan an, sie war schweißgebadet.

Noch immer berührte er sie nicht. „Du bist in Sicherheit, Finola, *a stór,* mein Liebling. Es war nur ein böser Traum. Du bist hier bei mir."

Sie fasste sich an die Kehle und öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, brachte jedoch keinen Laut hervor. Endlich ... endlich begann sie leise zu wimmern wie ein Tier, das sich aus einer Falle befreit hatte.

Schließlich sah Morgan, dass sie ihn erkannte. Finola schluchzte, dann ließ sie sich in seine ausgebreiteten Arme fallen.

Sanft strich Morgan über ihr Haar und hielt Finola im Arm. Er sang leise eine Melodie, wie er es auch für ein verängstigtes Kind getan hätte. „Niemand wird dir etwas zu Leide tun, mein Schatz, niemand und nichts."

„Halte mich fest ... halte mich ..."

Morgan drückte Finola noch fester an sich und wiegte sie sanft in seinen Armen. „Ganz still, mein Liebling ... es ist alles gut. Du bist sicher und geborgen."

Er spürte, wie sie erschauderte, und fuhr fort, sie mit seiner Stimme zu beruhigen und ihr über das Haar zu streichen, bis er merkte, wie sie ruhiger wurde.

„War es wieder der gleiche Traum?"

Ihr Kopf nickte an seiner Brust.

Er wusste, dass es Stunden dauern konnte, bis sie wieder einschlief. Die Qualen des Alptraums waren so groß, dass sie anschließend Angst davor hatte, die Augen wieder zu schließen. Manchmal lag sie bis zum Morgengrauen wach.

Morgan erschrak jedes Mal, wenn sie ihm den Alptraum beschrieb. Es hatte kurz nach ihrer körperlichen Vereinigung begonnen. Obgleich es ihm unendlich schwerfiel, diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen, musste Morgan sich dennoch fragen, ob ihre intime Beziehung, wenn sie auch eine lange Zeit damit gewartet hatten, nicht doch irgendwie für die Träume verantwortlich war.

Irgendwo, in einer Ecke seines Bewusstseins, lauerte die Angst, dass er, indem er sie geheiratet und zu sich ins Bett genommen hatte, irgendwie den Alptraum provoziert hatte. Er betete, dass dies nicht der Fall sein möge, doch würde er Finola von seinen Befürchtungen erzählen müssen. Sie mussten darüber reden.

Aber noch nicht jetzt. Heute Nacht würde er sie einfach so lange in seinen Armen halten, bis sie nicht mehr zitterte, bis sie sich nicht

mehr an ihm festklammerte, als könne er allein all ihre Qualen bannen.

* * *

Finola lag still, regungslos und war nicht gewillt, sich aus der tröstenden Wärme von Morgans Umarmung zu lösen. Allmählich spürte sie, wie sich ihr Puls seinem gleichmäßigen Herzschlag anpasste. „Es tut mir leid, dass ich dich geweckt habe", flüsterte sie.

Morgan brachte sie zum Schweigen, indem er seinen Finger auf ihre Lippen legte. „Nichts muss dir leid tun, ganz still jetzt, lass mich dich einfach in meinen Armen halten."

Etwas kam auf sie zu. Etwas Dunkles. Etwas Kaltes und Finsteres … Unheilverkündendes …

In der Ferne dröhnte der Donner wie der Schuss einer Kanone, und Finola erschauderte. Sicher in Morgans schützenden Armen geborgen, rang Finola darum, die dunkle Last einer Vorahnung abzuschütteln, die sie zu erdrücken drohte.

Es war immer so nach dem Alptraum, als lauerte der dunkle Sturm aus dem Traum noch gefährlich in ihrer Nähe, um sie zu überfallen. Manchmal vergingen Stunden, bevor sie das Entsetzen des Alptraums völlig verbannen konnte.

Manchmal meinte sie, sie wäre gewiss in den Nachwehen des Alptraums wahnsinnig geworden, hätte sie nicht die sichere Mauer von Morgans Gegenwart gehabt, die sie beschirmte und beschützte. Doch er war immer da, mit seinen starken Armen und seiner beruhigenden Stimme, ihre Festung und ihr Schutz – ihre Zuflucht.

„Ist es nun wieder besser, *mo chroí*, meine Liebste?"

Finola nickte, und er legte sie sanft in ihre Kissen, den Kopf an seine Schulter geschmiegt.

„Versuch zu schlafen", sagte er, während seine Lippen ihr Haar mit einem sanften Kuss berührten. „Niemand wird dir heute Nacht

wehtun, niemand wird dich jemals wieder ängstigen, das verspreche ich dir."

Finola schloss ihre Augen und zwang sich, still zu liegen. Sie wusste, dass Morgan es sich nicht gestatten würde, einzuschlafen, bevor sie wieder schlief. So tat sie nach ein paar Minuten so, als schliefe sie ein, und bald darauf hörte sie ihn gleichmäßig und flach atmen.

Nachdem er eingeschlafen war, starrte sie zum Fenster hinaus und versuchte, nicht zusammenzuzucken, wenn ein Blitz die Dunkelheit der Nacht erhellte. Wenn der Donner rollte, schlang sie ihre Arme fester um sich. Im Schutz von Morgans Umarmung war es beinahe möglich zu glauben, dass nichts und niemand sie jemals wieder verletzen und ängstigen würde. Sie wusste, dass der Alptraum mit dem ersten Morgenlicht weit entfernt erscheinen würde, so, als hätte sie ihn niemals geträumt.

Doch genauso sicher wusste sie, dass es wieder Nacht werden und mit der Nacht auch der Alptraum zurückkehren würde, mit seinem finsteren Sturm und dem Bösen, das tief darin verborgen lag.

Nach langer Zeit wurde auch Finola wieder schläfrig. Als sie jedoch gerade die Grenze zwischen Wachen und Schlaf überschreiten wollte, heulte der Sturm laut auf. Sie wurde von Panik erfasst und war sofort wieder hellwach.

Finola fühlte sich unsagbar allein und verletzlich, während sie dalag und lauschte, wie das Gewitter draußen mit unbändiger Gewalt wütete. Der Donner dröhnte mit solcher Wucht, dass das große Haus zu zittern und zu ächzen schien, während der Sturm davor tobte, als forderte er Zutritt.

Wieder schloss sie die Augen, diesmal, um zu beten.